Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

une neige immaculée, une neige de conte de fée, piquée ici et là de ces petites maisons montagnardes aux toits battant de l'aile. Le Wallenstadt dressait à l'horizon sa masse imposante. Le train continue sa course. On longe le lac de Zurich que domine le Töti puis celui de Thoune et le Kurfusten apparut, première cime de cette chaîne des Grisons qui annonçait la vallée de l'Engadine d'où, après avoir passée à Landquart on s'éleva par le funiculaire à cremaillère vers Davos.

„O daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird . . . ". Sp.

Bücher Rundschau

Schweizerische Selbstbesinnung.

Max Huber, Grundlagen nationaler Erneuerung: Vom Wesen und Sinn des schweizerischen Staates. Evangelium und nationale Bewegung. Verlag Schultheß & Co., Zürich.

Gonzague de Reynold, Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz. Vita Nova Verlag, Luzern.

Es ist bezeichnend für die Situation unseres Vaterlandes, daß die grundsätzliche Besinnung über seine Zukunft zusehends an Boden gewinnt. Das war noch jedesmal der Fall, wenn die politische oder die geistige Weltlage den Sinn unseres 650jährigen Staatsgebäudes in Frage stellte. Wir sprechen in solchen Fällen von Systemkrisen. Daß wir heute abermals in einer solchen stehen, wer wollte das bestreiten? Und wenn im Augenblick auch der Totalrevisionssturm wieder verebbt ist, so sind doch die Fragen von europäischem Ausmaß: Liberalismus und Sozialismus, Autorität und Freiheit, Demokratie und Führertum einmal gestellt und innerhalb wie hinter allen politischen Einzelproblemen wirksam.

Im allgemeinen liebt der Schweizer grundsätzliche Besinnung nicht besonders, weil er immer befürchtet, daß daraus blutleere Programmatik werde, die der Welt der Tatsachen nicht standhält. Aber das ist nicht ihr Sinn. Sie hat es vielmehr stets zu tun mit den großen geistigen Gesetzen, denen die Wirklichkeit des Gemeinwesens entspricht oder denen sie widerspricht, und hat es zu tun mit der großen Lebenslinie unseres Volkes und Staates, wie sie sich in der Geschichte ausprägt und Auskunft gibt über Eigentümlichkeiten des politischen Organismus, die nicht verletzt werden dürfen, ohne daß das Ganze Schaden nimmt.

Jede ehrliche Besinnung ist getragen von den Grundkräften, die heute um die Form des Vaterlandes ringen. Von hier aus gesehen sind zwei kürzlich erschienene Schriften von Bedeutung. Es handelt sich um die Drucklegung der beiden Vorträge von Max Huber, „Vom Wesen und Sinn des schweizerischen Staates", gehalten am 19. Februar 1934 in der Aula der Universität Zürich, und „Evangelium und nationale Bewegung", gehalten am 14. März 1934 an der christlichen Studentenkonferenz in Aarau, sowie um eine Schrift von Gonzague de Reynold, „Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz".

In beiden Fällen handelt es sich um Äußerungen konservativen Geistes, ohne daß sie sich in ihren letzten Begründungen deckten. Beide sind im engeren Sinn Äußerungen christlichen Geistes; insofern richten sie sich an einem letzten Beziehungspunkt aus. Beide glauben nur an eine Politik, die sich an der Geschichte und an der Wirklichkeit des Volkes orientiert. Beide sehen — darin einander ähnlich — den „mittelalterlichen Stil" des schweizerischen Staatsbaues, beide berühren sich weitgehend in ihrer Grundauffassung vom Wesen der Schweiz, das für sie untrennbar mit der kommunalen Freiheit und der föderativen Struktur verknüpft ist und in seiner Tendenz Verschiedenheiten von Kultur, Rasse, Sprache zu überwinden, seit jeher universalistische Züge trägt. Beide gelangen zur Überzeugung, daß es für uns nur dann eine Lösung aus der Krise gibt, wenn unser Volk sich wieder auf seine eigentliche Aufgabe besinnt. Beide sind endlich von gemeinsamer Sorge getrieben, und zwar nicht

nur angesichts der akuten Krise, der unterhöhlenden Kräfte, der europäischen Gesamtlage, sondern vor allem angesichts der geistigen Verfassung breiter Kreise unseres Volkes. Für beide ist darum letzter Gegenstand ihrer Bemühungen der schweizerische Mensch.

Als Menschen protestantischer und katholischer Prägung weichen sie sonst allerdings grundlegend voneinander ab: Wenn Huber nach dem Wesen unseres Staates fragt, so stößt er zuerst auf das schweizerische Verlangen nach Freiheit. Im Anfang unserer Geschichte steht die Freiheitsbewegung der mittelalterlichen Kommunen; Freiheit bedeutet aber damals noch wesentlich Geschütztsein im Recht. Erst in der notwendigen Auflehnung gegen die Territorialgewalt der Habsburger wird aus ihr Freiheit in der Gestaltung des Rechtes, die schließlich in der aktiven Teilnahme an der Regierung gipfelt. Dabei bleibt ihr ursprünglicher Sinn erhalten. Es kommt nicht zur Vergewaltigung einzelner Teile, weil die Hoheitsrechte zwischen Bund und Kantonen aufgegliedert sind.

An sich ist für Huber diese Freiheit jedoch inhaltlos, sofern sie sich nicht ausweitet zur evangelischen Freiheit, deren praktisches Korrelat im Leben die Verantwortlichkeit ist. Dazu kommt es aber nur, wenn wir uns aus der anthropozentrischen Haltung lösen, welche während des 18. und 19. Jahrhunderts die ursprünglich religiöse Haltung säkularisiert hat. Die tiefere Begründung hierfür gibt Huber eigentlich in seinem Vortrag über das Verhältnis von Evangelium und nationaler Bewegung, wo er feststellt, daß das Evangelium das für den Christen schlechthin Erste sei. Damit entfällt jede Möglichkeit eines politischen Messianismus und irgend eine Verabsolutierung von Staat und Volk; jeder Totalitätsanspruch ist ohne weiteres in Frage gestellt und das Problem „Autorität und Freiheit" löß sich an der Schranke des Gewissens immer zugunsten der Bindung des Menschen an den Willen Gottes. In diesem Zusammenhang wird nun für Huber die äußere Freiheit insofern wieder wichtig, als sie erst den Menschen in die Lage versetzt, Gott wirklich gehorsam zu sein. Denn wo alle Gemeinschaft Zwang sei (im totalen Staat nämlich), da ersticke auch die Gemeinschaft aus Liebe.

Dem entspricht es, wenn Huber — hierin im Gegensatz zu Reynold — 1803, 1814, 1830 als Etappen auf dem einmal eingeschlagenen Weg wertet.

Ist Freiheit das erste konstitutive Element unseres Staates, so ist das zweite die Treue, die im Eid der geschworenen Bünde ihren Ausdruck findet. Das dritte ist die Tatsache, daß die Schweiz eine ausgesprochen „politische Nation" ist, die sich nach innen in der wesentlich föderativen Struktur, nach außen in ihrer Berufung, ein Element der Vermittlung und des Ausgleichs zu bleiben, manifestiert. „Das Dasein eines Staates ist sinnvoll, der aufgebaut ist auf dem freien Entschluß verschiedenartiger Teile, ... die freie Verbindung verschiedener Volkstümer aber weist hin auf den Primat des Geistigen und damit auf die Verbundenheit des Menschen mit dem Menschen in einer höheren Einheit." Von der Dreiheit der konstitutiven Elemente aus lösen sich die Fragen der Landesverteidigung, der Führerschaft, einer Autorität im Staat ohne ihre sichtbare Verkörperung in einem Staatsoberhaupt; die Dreiheit gewinnt aber nur Sinn, wenn die Worte, die über den alten Bünden und über der Bundesverfassung stehen, ihre Macht bewahren. Sie lauten: „IN NOMINE DEI AMEN."

Man würde Huber falsch verstehen, wenn man in ihm einen Apologeten des Bestehenden sehen wollte; aber er ist doch kein Verneiner, er will keine Brüche. Gonzague de Reynold wird hingegen zum Revolutionär oder, wie er sich selbst gern bezeichnet, zum Gegenrevolutionär. Seine Stellungnahme wächst aus drei Wurzeln. Die eine ist ein ganz ursprüngliches Verhältnis zum Kreatürlichen — übrigens die Wurzel jedes echten Konservativismus. Die zweite heißt Tradition, die dritte und mächtigste katholische Weltanschauung.

Die geistige Entwicklung Europas von der Reformation über den Laïzismus, den Humanismus, schließlich zur Aufklärung und zum politischen Liberalismus, der in der Demokratie seinen Ausdruck findet, ist für ihn Abfall und damit Verwirrung, Materialisierung, Anarchie, die irgendwie in Tyrannei endet. Es gibt deshalb nur eine Konsequenz: radikale Umkehr. Sie gelingt nur in einer Anerkennung der Kreatürlichkeit unseres Daseins. So wird die Abkehr von jeglichem Kulturoptimismus verständlich, so erklärt sich das verfeinerte Gefühl für die Zeitwende, die für ihn Schaffung der Voraussetzungen

für den notwendigen Rückzug aus geistiger Übersteigerung heißt; aus solcher Haltung erwächst die Auffassung, daß 1848 mit seinem Sieg des Zentralismus den Bruch mit den Werten der alten nachbarschaftlichen Nähe darstellt. Die geographischen und natürlichen Konstanten unserer Lage werden ihm in diesem Zusammenhang ebenso wichtig wie die Unverrückbarkeit der durch das menschliche Dasein gegebenen Beziehungen des Menschen zum Mitmenschen, des Geschöpfes zum Schöpfer.

Katholische Haltung heißt geistesgeschichtliche Kritik, die sich glänzend mit der Dialektik des politischen Prozesses von der vermeintlichen Erringung der Freiheit in den Menschen- und Bürgerrechten an bis zum Umschlag, d. h. ihrem Verlust durch die Nötigung der Demokratie zum Absolutismus belegt. Sie gipfelt in der Feststellung, daß das heutige Regime unrechtmäßig, weil in der Willkür des menschlichen Geistes verankert sei.

Von hier aus ergibt sich eine Programmatik, die unter Überspringung der modernen Welt wieder beim Ancien régime anknüpft. Sie heißt ganz allgemein auf der Ebene der Wirtschaft: Befreiung aus der Herrschaft der Anonymität, Lebenserhaltung; auf der Ebene des sozialen Lebens: berufsständische Gliederung unter Aufhebung der Klassen als absoluter Gegensätze. Nur so wird für ihn Nation im geschichtlichen, Volk im natürlichen Rahmen. Auf der Ebene der Politik bedeutet es Wiedergeburt der Autorität, die nicht mit Willkür einer Diktatur zu verwechseln ist; auf der Ebene des internationalen Lebens Anbahnung einer wirklichen Verständigung. Für die Schweiz heißt es im besonderen: Aufbau des Staates, ausgehend von den Urzellen der ansässigen, heimatverbundenen Familien über die Gemeinden und die Kantone zur Eidgenossenschaft, mithin strengsten Föderalismus. Daraus ergeben sich folgende Grundfeststellungen, an denen sich jede eidgenössische Verfassung zu orientieren hat:

1. In einem Volk, das vier Sprachen spricht und zwei Konfessionen angehört, ist weder Unitarismus noch Demokratismus möglich.

2. Es gibt kein schweizerisches Volk, nur schweizerische Volksstämme.

3. Die Schweiz ist ein Bund von Republiken, die älter sind als die Eidgenossenschaft. Ihre Rechte stehen über denen des Bundes.

4. Der Bund beruht durchaus auf Freiwilligkeit.

5. Der Bund kommt nicht durch eine Verfassung, sondern durch einen Vertrag zustande.

6. Die Kantone sind nur auf diesen Vertrag verpflichtet.

7. Die eidgenössische Regierung und das eidgenössische Parlament gehen aus den Kantonen hervor.

8. Es darf deshalb keine direkte eidgenössische Steuer geben.

9. Die Bürger sind nicht von Kanton zu Kanton austauschbar.

10. Der eidgenössischen Regierung ist in ihrem Bereich so viel Macht wie möglich einzuräumen.

Wie sollte man dabei nicht an Carl Ludwig von Hallers Verfassungsentwurf denken, den er nach 1798 dem helvetischen Zentralismus entgegenstellte?

Auch für Reynold gewinnt das alles erst dadurch Sinn, daß die Schweiz Ausdruck einer Kulturform wird, „die imstande ist, die menschlichen Werte zu bewahren, zu sichern, zu fördern und zwar in dem, was an diesen menschlichen Werten wesentlich, natürlich und geistig zugleich, in einem Wort christlich ist." Diese Menschenrechte sind — nun im Sinn des katholischen Naturrechtes —: „sein Leben nach seinem letzten Ziel, nämlich Gott auszurichten, die irdischen Güter zu seiner eigenen Entfaltung zu nutzen, das Recht des Herdes, der Familie, das Recht, sich mit anderen Personen, die ein verwandtes Gewerbe treiben oder eine benachbarte Scholle bewohnen, zu verbinden: die berufsständische Organisation und der Föderalismus, die sich gegenseitig ergänzen, und das Recht, nach dem eingeschätzt zu werden, worin der Mensch von andern Menschen absticht und sich unterscheidet, anstatt in eine formlose Masse eingeschmolzen zu werden." Das ist aber das Recht, als Person im Sinn des ewigen Seins zu leben. Auf die Konstitution des Staates angewandt, heißt das: Qualitätspflege, Aristodemokratie, Führung — auch persönliche Führung; es heißt vor allem Entmassung, Rückkehr zum Volk. Reynold zitiert zum Schluß Nikolai Berdiajew: „Diese Menschengeneration, die sich von der großen Vergangenheit gelöst und an einen Fetzen Zeit geklammert hat, diese nur heutige Generation, die sich als Richter der ge-

schichtlichen Schicksale aufspielt, können wir nicht Volk nennen. Das Volk ist ein großes geschichtliches Ganzes, das alle Generationen verbindet und umfaßt, nicht nur die Lebenden, sondern auch die Vergangenen, die Generationen unserer Väter und unserer Ahnen, nicht nur die sterblichen Leiber, sondern auch die unsterblichen Seelen."

Das Wertvollste an diesen Gedanken liegt sicherlich nicht in den politischen Schlußfolgerungen; wir werden nicht über Notwendigkeiten hinwegspringen. Aber wir haben die Wahl, nachdem uns die Anarchie des Wirtschaftsegoismus gründlich enttäuscht hat, uns künftig entweder einem seelenlosen Mechanismus zu überantworten, oder im Sinn einer vorsichtigen Ablösung einen ausgewogeneren Zustand anzustreben. Über die Wege und das Bild dieser ausgewogeneren Welt läßt sich streiten — wir nehmen ja allzu gern unsere Wunschbilder aus einer golden verklärten Vergangenheit. Auf alle Fälle aber lädt eine vom Pathos letzter Verantwortung getragene Besinnung ein, selbst Halt zu machen und sich zu fragen: Was macht das Leben und auch das Leben eines Staates und Volkes wahrhaft lebenswert?

Hans v. Berlepsch-Valendas.

Deutsch-Schweizerische Freundschaft.

Ob wohl einmal die Geschichte der deutsch-schweizerischen Freundschaft geschrieben werden könnte? Die Geschichte jenes Problems, dem kein Schweizer deutscher Zunge bewußt oder unbewußt je entgangen ist? Familienstreit, Familienhaß ist der furchtbarste Kampf, den es gibt; der Kampf zwischen Vater und Sohn der unerbittlichste, denn er ist ein Kampf, nach dem man nicht auseinandergehen kann, er ist ein Kampf mit sich selbst, und es ist oft genug gesagt worden, daß man im Verwandten nicht das Fremde, sondern das Eigene als ein Angreifbares anficht. So ist denn auch das Verhältnis des Deutschschweizers zu Deutschland in erster Linie ein Sich-selbst-Behaupten gewesen, ein angstvolles oder trotziges Herausstellen dessen, was ihn vom Reichsdeutschen unterschied. Nur so glaubte er, seine Freiheit behalten zu können gegenüber der höheren Einheit, von der er sich nur mit Vorbehalten umfangen wissen wollte. Vielleicht sind uns Heutigen ja solche Probleme drängender als früheren Generationen. Wir standen zumeist in den Entscheidungen des Weltkriegs, und wo nicht, fordern uns jetzige Unterschiede des politischen Empfindens zu tiefst an.

So kann es beinahe als eine Tat der Befriedung empfunden werden, daß es Eduard Korrodi unternommen hat, in einer Sammlung von Briefen zwischen Schweizern und Deutschen dieses Verhältnis in seiner freundschaftlichen und befruchtenden Form aufzuzeichnen *).

Aber nun geschieht etwas ganz Unerwartetes: Gerade in dem Einklang der Geister tönt die Verschiedenheit so ausgeprägt hervor, wie wir sie vielleicht noch nie so stark empfunden haben. Gerade in der Einheit schält sich eine Mannigfaltigkeit heraus, wie es der leidenschaftlichen Selbstbetonung nicht möglich gewesen wäre.

Ja, dieses Buch ist ein wahrer Spiegel unserer Nation geworden, den wir nicht ohne verliebte Betretenheit, ohne ertappte Zustimmung, ohne Anklingen aller Wesenssaiten in die Hand nehmen. Aller Saiten, auch derer, die wir in listigem Selbstbetrug längst vermieden zu spannen, um sie am Klingen zu hindern. Denn wir haben uns zwecks Vereinfachung unserer Einordnung in das Ganze eine Legende unser selbst zurecht gemacht: Wir Schweizer sind einfach, gerade, nüchtern — im Sinne von französischer sobriété —, der glatten Rede ungewohnt, das Herz liegt uns ganz nahe beim gesunden Menschenverstand, Blut und Boden sprechen in uns so still und doch mächtig in der Stimme des Herzens, daß wir es nicht nötig haben, diese Dinge von außen in uns hineintrompeten zu lassen, und daß wir ungefährdet uns der Sprache anderen Blutes lauschend hingeben können.

Aber wie vereinfacht ist dies alles, gemessen an der Wirklichkeit, die uns dieses Buch erleuchtet. Gewiß ist darin auch eine starke Entwicklung des Schweizers zur äußeren Weltläufigkeit angedeutet. Ein Jakob Burckhardt, ein C. F. Meyer ist gegenüber einem Lavater, einem Geßner schon bedeutend abgeschliffen in der äußeren Form, bedeutend

*) Ed. Korrodi, Deutsch-schweizerische Freundschaft; Max Niehans Verlag, Zürich und Leipzig.

angeglichen an europäische Norm — aber im selben Maße auch verschlossener, schwieriger zu deuten. Wenn dieser Briefwechsel im Lauf der von ihm erfaßten Zeit ein Zurückweichen des äußeren Reichtums an menschlicher Profilierung zeigt, so macht er das wett durch eine den Leser tief erregende, immer stärker hervortretende Verschwiegenheit jener, die fürchten, zu sehr Mitwisser ihres eigenen Schicksals zu werden.

Aber vor diesen großen Verschweigern in aller Freundschaft, welch skurrile Ahnengalerie enthüllt sich uns da! Mit Bodmer beginnt sie, der so schulmeisterlich-kindlich ist, zu meinen, der Himmel der Dichtung brauche keine Erde zu seiner Nahrung, und der sich wund lebt an der menschlichen Wirklichkeit eines Klopfstock, eines Wieland. Und ähnlich ist das Erlebnis Lavaters an Goethe, obschon da ebensosehr die Wandlung Goethes wie eine von allem Anfang an bestehende Unvereinbarkeit der Naturen am Untergang dieser Freundschaft schuld war. Welche Ekstatik des Schweizers gegenüber der in allem Schwung so naturhaft gegründeten Art Goethes. „Nicht Worte gebe ich Dir — Geist oder Nichts" — so spricht der, welcher sich „von Ewigkeit zu Ewigkeit" Goethes Bruder nannte. „Alle Deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu seyn, und gut und böse wie die Natur" — tönt es ihm einmal zurück. Und auch Barbara Schultheß gegenüber war Goethe durchaus der Wirklichkeitsnahe, Gegenwartshungrige und Gegenwartssatte, gemessen an der versponnenen Sehnsucht ihres Alterns. „Ich will nur gestehen, daß ich wegen Deiner letzten Äußerung nicht ganz Deiner Meinung bin. Bei meinem Alter und meiner Sinnesart kenne ich nur Worte und That, wodurch der Mensch sich dem Menschen offenbahren kann, das sogenannte beredte Schweigen habe ich schon lange der lieben und verliebten Jugend anheim gestellt," schreibt er ihr. Ist es nun einfach die Folie Goethe, die so viele Schweizer in seinem Kreise exzentrisch, wirklichkeitsfern, im besten Falle genial abgespalten erscheinen läßt? Denn noch ein solches Beispiel finden wir: Pestalozzi. Hier allerdings wird das Verhältnis erschütternd. In ganz anderem Maße als ein Lavater, eine Bäbe, ist Pestalozzi preisgegeben. Jene hatten immer die Zuflucht des Traums, dieser hatte sich inständig die Wirklichkeit vorgenommen und er hoffte von Goethe, daß er in seinen „so tief in die wirkliche Welt eingreifenden Verhältnissen" Verständnis habe für die „Wehmut", die Pestalozzi vor seinem unvollendeten, doch vollendbaren Werke überkam. Goethe antwortete nicht, wir begreifen vielleicht am ehesten warum, wenn wir den Brief Pestalozzis an Zinzendorf lesen, ein direkt abschreckend gegenwärtiges Zeugnis menschlicher Hemmung. Wie wird hier der sprachliche Ausdruck, ja sogar die Rechtsschreibung zur Stimme des Gerichts. Wie scheint sie Siegel der Aufnahme des Menschen in die Gemeinschaft! Und wie tragisch ist es, den nicht aufgenommen zu sehen, dessen ganzes Trachten der Gemeinschaft galt!

Anders wieder zeigt sich die schweizerische Besonderheit in der Gestalt des Leibarztes Friedrichs des Großen, J. G. Zimmermann. Possierlich kommt hier der Bürgerstolz vor Königsthronen zu Fall und in komischem Licht erscheint der Freiheitsdrang dieses wackeren Aargauers, der sich rühmt vor dem König, er habe sich während einer Operation nicht festbinden lassen, um seine Freiheit zu bewahren. Und da ist nun dieser Schweizer in Potsdam, wird „vor Bewunderung, vor Erstaunen, vor Freude über alles, was er gesehen, fast ohnmächtig", ihm „klopft das Herz beinahe zum Leibe hinaus", wie er den König sehen soll, und vor ihm stehend, antwortet er auf „jeden Spruch mit freudenvoller Schnelligkeit". Und wieder draußen im Vorzimmer bricht er „in einen Strom von Freudentränen aus, sodaß er gar nicht mehr sprechen konnte". Und über seinen Abschied von dem Schweizer-General de Rossières sagt Zimmermann: „Wir beiden haben uns beim Abschied fast zu Tode geküßt. Unaussprechlich zärtlich liebe ich den König von Preußen."

Fast 100 Jahre später kommt wieder Nachricht von Tränen der Rührung, vergossen an Königsthronen. Wagner erzählt seinem dienstbaren Geist Vreneli von der „erhabenen Einsamkeit mit dem liebenswertesten und liebevollsten Jüngling, den sich die Welt vorstellen kann". Diese Beziehung mit Vreneli lebt viele Jahre hindurch, es werden nach Wagners Wegzug aus der Schweiz Grüße gesandt „von allen in „Wahnfried" an alle „im Moos". Der nicht ungekonnten Einfalt dieser Briefe an Vreneli stellen sich er-

gänzend die bekenntnishaften an Eliza Wille zur Seite, auch sie ganz erfüllt von der märchenhaften Wendung seines Schicksals durch Ludwig den Zweiten, aber auch ebenso erfüllt von tiefer Schicksalstrauer. „Es ist Alles wundervoll traumhaft: sonst wäre Alles tödtlich schmerzhaft", sagt der an Parzifal Arbeitende.

Und dann setzt diese Briefsammlung den Akzent des Rätselhaften wieder auf die Schweizerseite. Gottfried Keller und seine Freunde nehmen einen Fünftel des Bandes in Anspruch. Zu Recht. Wird man Kellers Briefe je auslesen können? Wird man je hinter allen diesen schnurrigen, knurrigen Humor kommen, der einen so oft nur deshalb zum Lachen bringt, weil man nicht weinen will darob? Welches Dasein dieses Menschen! Aus einem Kleinkrieg ohne Unterlaß mit der Jungfer Keller — „eine vortreffliche Person und viel besser als ich" — „meine Schwester und säuerliche alte Jungfer" — wegen Strafporto, warmen Ofenröhren, Küchengerüchen, Reparaturen, nimmt er teil an der reichen gemütvollen Häuslichkeit eines Storm, versucht er den tanzenden Rhythmus seiner Freundschaft mit den Wienern nicht abreißen zu lassen. Und mit zwiespältigen Gefühlen lesen wir von dem Kampfe Kellers mit dem Zürcher Nebelwinter — wir, die wir uns am Zürich des „Grünen Heinrich" wärmen und erfrischen, wenn uns das andere zu grau oder zu föhnig geworden ist. Mußte ihm doch einmal der Kaminfeger, der seine Arbeit um vier Uhr morgens begann, die Freude verschaffen, zu dieser Zeit die Berge zu sehen, nach Wochen nebelverhängter Trübsal. — Gedämpfter schweigt sich C. F. Meyer aus; oft erinnert sein Ton an Flauberts vermauerte Romantik. „Die ed. 2 meiner Gedichte steht bevor, ohne daß es mich freute, einfach weil die Sammlung mir durch ihre Subjektivität verleidet ist. Man sucht die unendliche Mannigfaltigkeit oder auch die Grundfiguren, kurz das Ganze, nicht eine armselige Individualität."

Mit Burckhardt klingt Korrodis Sammlung aus. Mit Burckhardt, der wie wenige Geister Schlüssel zu Heutigem gefertigt hat. Wir sehen ihn weltenweit verschieden und über Welten weg verbunden mit Nietzsche. Wir sehen ihn vor allem dem Badenser Friedrich von Preen gegenüber, dem er unsere heutige Lage mit erschreckender — auch uns noch erschreckender Deutlichkeit vormalt. „Einstweilen bleibt uns der ruhige Umgang in der Familie und mit einigen Vertrauten und einiges Glück aus dem Reiche des Schönen." War dies Burckhardts Zuflucht, wie viel mehr die unsrige, die wir erleben, was er erfühlte. Briefe aber, wie die hier gesammelten, sind geschaffen, uns zu zeugen vom Reich des Schönen. Zwar sprechen sie noch von diesseits des Menschen her, nicht wie die Kunst in gewissem Sinne von jenseits seiner; aber sie schließen uns die Wege auf, die zu Werken führen, sie schließen uns die Seele des eigenen Volkes auf, zeigen es uns als unendlich vielfältiger, schwieriger, gefährdeter, als hochmütig abstumpfende Legende es wahr haben möchte, und es kann in unserer Zeit der billigen Schlagworte Büchern wie dem vorliegenden nur weiteste Verbreitung gewünscht werden — umsomehr, als der Herausgeber wissenschaftliche Unbestechlichkeit, Distanzgefühl des geborenen Herausgebers und geistreiche Leichtigkeit des Kommentars in seltenem Bunde erschließend beigesteuert hat.

Ist es Selbstverliebtheit, wenn wir den Schweizer in dieser Betrachtung in den Vordergrund stellen mußten? Ist es in der Anlage der Korrodischen Sammlung begründet? Oder ist es nicht vielmehr so, daß der Schweizer zum Deutschen hin den längeren, schwierigeren Weg hat, weil er mit dem Schicksal der Grenzmark beladen, zugleich das ihn umfangende große Eigene, und das ihm zugewandte Fremde erkennen muß? Dem Deutschen aber, welchem Lebensraum und Kulturraum zusammenfällt, ist vieles fraglos, was uns zur Ergründung aufgegeben ist. Und wie die Schwungkraft fern vom Mittelpunkt am stärksten lebt, so scheinen auch die Schweizer dieses Buches am stärksten umgetrieben und gequält von der Kraft, die am Werke ist.

E. Br.-Sr.

Vom Bruder des Duce.

Arnaldo Mussolini: Das Buch von Sandro. (Rascher, Zürich.)

Es ist Arnaldo Mussolini, der Bruder des Duce, der in mystischer Zwiesprache an seinen toten Sohn sich wendet, den er als hoffnungsvollen Zwanzigjährigen verlieren mußte. Er durchblättert kurz der Kindheit Buch, bis der Jüngling mit 18 Jahren zum todgeweihten Menschen reifte. In einer Pause seines Leidens schafft er sein Reifezeugnis, das erstklassig sein soll, wie es einem Mussolini gebührt. Wir vernehmen dann die Krankheit (Leukämie) in allen Phasen der Verzweiflung, aufbebender Hoffnung und grausamsten Schmerzes. Document humin. Der Sohn, es ist uns hierzulande nichts über das Ausmaß seiner Werte bekannt, wird darin zu höchster und reinster Vollkommenheit gesteigert. Aus dem großen Trauerpathos des Italieners schält der nordische Leser das Leiderleben einer dem Religiösen eng verbundenen Seele heraus. Im ersten Ansturm der bitteren Erfahrung stehen die Versuche des Katholiken, es sind die uralten des heimgesuchten Gläubigen, durch Opfer in Form von Wohltaten und Gebeten Gnade zu erlangen. Als es dann vorüber ist, schreit der Schmerz das Warum an das Schicksal und löst sich in der Antwort jenes Vollendetseins, das der sterbende Jüngling erreicht hatte und das allein dem Tode seinen Sinn gibt. Da bleibt dem erschütterten Vater aber noch ein großer Stein auf dem Wege zum Leben zurück, die Entleertheit des Daseins. Sie zeugt in jedem Leiddurchbohrten eine Umwertung der Werte und dadurch Läuterung. Sie drängt in die tiefste Auseinandersetzung mit den Dingen des Jenseits, an welchen zu zweifeln die kirchlichen Dogmen Sünde heißen. Die geistigen und kultischen Spenden des Katholizismus, der den Gläubigen stützt und hält und ihn zum Vorwärtsschreiten anfordert, bereiten der Seele des verwundeten Vaters Linderung und die Ruhe einer wachsenden Gewißheit, mit dem Dahingegangenen über den Tod hinaus verbunden zu sein.

So findet denn das Buch von Sandro, wenn nicht um seines dichterischen, so doch um seines menschlichen Gehaltes willen seinen Wert und so war es wohl auch gemeint.

Hedwig Schoch.

Gegenwärtige Vergangenheit.

Carl Burckhardt: Richelieu. Verlag von G. Callwey, München.

Die erste Auflage dieses Buches, das an Umfang und Preis nicht allzu leicht wiegt und auch nur das erste Drittel eines versprochenen Ganzen darstellt, war in 14 Tagen ausverkauft. Zweifellos war der Anteil der Schweizer Leserschaft an diesem Erfolge nicht gering, da Burckhardt, der Professor in Genf ist, unter ihr schon durch frühere Arbeiten sich eine gewisse Anhängerschaft erwerben konnte; aber den eigentlichen Gewalthaufen der Käufer hat doch wohl das Reich gestellt. Man muß sagen, daß also dieser erstaunliche Erfolg des Buches ein gutes Zeichen für das deutsche Publikum darstellt. Zunächst geistig; denn es handelt sich um ein nach Niveau und Gegenstand recht anspruchsvolles Buch; — aber auch moralisch. Es zeigt sich daran nämlich, daß im deutschen Volke immer noch weithin und anscheinend unausrottbar eine Leidenschaft für streng objektive Geistigkeit besteht. Richelieu war, daran sucht Burckhardt nicht das Geringste zu mildern, im ganzen nicht nur ein Mensch, dem alles Einnehmende durchaus fehlt, sondern der darüber hinaus in vielen Zügen durchaus unsympathisch wirken muß. Und außerdem war er der eigentliche Begründer und Werkmeister des deutschen Niedergangs. Zwei der tiefsten, und nach dem heutigen Anschein kaum noch zu schließenden Wunden am Körper des deutschen Volkes, der Verlust von Elsaß-Lothringen und der von Österreich, gehen ganz direkt auf ihn zurück. Denn die Eroberung des ersteren hat er selber mit Bedacht in die Wege geleitet; betreffs des zweiten hat er die zentrale Sprengladung gelegt, welche schließlich 1866 zur entscheidenden Zerreißung des deutschen Blockes führen sollte. Er ist der eigentliche Erfinder der jahrhundertelang geübten französischen Politik, Nord und Süd, Protestantismus und Katholizismus in Deutschland gegeneinander aufzustacheln.

Und Burckhardt stellt diesen Mann keineswegs mit heftiger Kritik dar, son-

dern durchaus positiv. Es wäre aber vollständig falsch, das auf eine bestimmte Art von Erotik Frankreich gegenüber zurückzuführen, welche unter deutschen Intellektuellen einer alten Tradition entspricht und in bestimmten Formen sich immer wieder erneuert. Burckhardts Gesamteinstellung zu Richelieu fußt auf der Einsicht, bei welcher eigentlich alle Geschichtsschreibung erst anfängt, daß eine große, fast schrankenlos und nicht zufällig, sondern organisch erfolgreiche und wirksame Erscheinung der Geschichte, an der sich die Geister und die Zeiten geschieden haben, bei Strafe eigener Nichtigkeit und Verständnisunfähigkeit nicht zentral und vorwiegend negativ beurteilt werden kann. Jeder solche Versuch wäre von vornherein als falsch zu beurteilen, weil ohne den Glauben an einen allgemeinsten Sinn der Weltgeschichte, wenigstens derart, daß aus Nichts Nichts wird, Weltgeschichte gar nicht geschrieben werden kann.

Richelieu war die praktische Verkörperung des französischen Rationalismus und Cartesianismus, der sich politisch als Zentralismus und Absolutismus auswirkte; und diese Vereinigung einer Philosophie, die irgendwie das vorherrschende Wesen eines großen Volkes auf seine letzte Formel bringt, und einer unendlich gespannten und einmaligen Willenspotenz ist auf jeden Fall etwas Bedeutungsvolles und Fruchtbares, dem sich kein Verständiger wird entziehen wollen. Allerdings ist für den Deutschen eine Darstellung des großen französischen Rationalismus nur dann genießbar, wenn der Darstellende sich nicht naiv damit vereinerleit, sondern unaufhörlich ihn mit seinem Gegenteil konfrontiert. Der französische Rationalismus hat dies Gegenteil in einem Maße überwunden, daß es ihm vernichtet dünkt, ja daß er es so völlig aus den Augen verliert und dadurch stellenweise flach wird. Das ergibt für den Deutschen, daß ihm zuletzt doch immer diejenigen Geister Frankreichs mehr gaben, die sich wenigstens auf ihrem Wege ein gewisses Bewußtsein jenes Gegenteils wahrten und dadurch in französischen Augen meistens eine Art Außenseitertum darstellen. Und wo der Rationalismus in seiner kompakten Form dem Deutschen zugänglich ist, da will dieser in sein Getriebe hineinsehen, hinter die Kulissen, wie jene Naivität und ihre Größe zustande kommt. Burckhardt verstattet diesen Blick hinter die Kulissen in erleuchtender Weise, und insofern mag man wohl mit dem „Berliner Tageblatt", dessen Besprechung als Waschzettel mitgegeben wurde, sagen, daß dieses Buch deutsch sei (wenngleich vielleicht wichtig gewesen wäre, zuvor festzustellen, daß es einfach ein gutes Buch ist). Burckhardt gibt uns durch diese Art der Analyse etwas, was uns eine französische Darstellung nicht so leicht geben wird. Das ist etwa in dem Sinne gemeint, wie Ernst Moritz Arndt, allerdings aus seiner Haßeinstellung den Sachverhalt einseitig akzentuierend, einmal sagte: „Die Franzosen sind so unnatürlich, daß das Schöne ihrer eigenen Natur ihnen ewig unverständlich bleibt."

Man wolle hieraus nun aber nicht entnehmen, daß Burckhardts Buch stark philosophisch gehalten sei, von Sentenzen und Nutzanwendungen strotze und nur auf Material zu allgemeineren geschichtsphilosophischen Betrachtungen ausgehe. Es verhält sich vielmehr gerade umgekehrt. Burckhardt erweist sich als echter Historiker in seiner Unersättlichkeit nach Tatsachen und deren vieldimensionaler und zwingender Verknüpfung. Darin gleich zeigt er sich seinem Gegenstand kongenial. Auch die französische Klassik war nicht in einem tieferen Sinne philosophisch veranlagt. Nur auf echt religiösem Boden konnte ihr einziges wirkliches metaphysisches System erwachsen, das von Malebranche. Alles andere an ihrem vielfältigen Spekulieren ist gesellschaftlich bestimmt, ist Mittel zur immer reicheren Verknüpfung der gesellschaftlichen Tatsachen, zum Verständnis der Kraftlinien zwischen den Menschen und Handhabe zur Beherrschung dieser Kraftlinien und dieser Menschen. Kein Wunder, daß sich damals, hauptsächlich in Larochefoucauld, der erste Keim zur heutigen Tiefenpsychologie entfaltete. Auch hierin zeigt sich Burckhardt seinem Thema sehr nahe. Überall gibt er dem Heutigen reichliche Verständnis- und Einfühlungsmöglichkeit durch überzeugend deutende psychologische Analysen, in einem Maße, daß wohl nicht zu viel gesagt ist, erst in diesem Buche werde das Arsenal dieser modernen Wissenschaft für das Verständnis realer Dinge der Vergangenheit ganz ausgewertet. Und dennoch bleibt auch dieser Zergliederung ihre streng dienende Rolle gewahrt. Die Tat-

sache in ihrer unzersetzten Prallheit behält die Herrschaft, und kein kammerdienerhaftes Ausschnüffeln von Privatheiten wird jener verstattet. Die Ehrfurcht dem großen Völkerschicksal gegenüber, die wir seit dem Weltkrieg ihm wieder zu zollen gelernt haben, leitet die Gestaltung. Ganz besonders gilt dies dem erotischen Hofklatsch gegenüber, in den sich die politische Geschichte Frankreichs im Zeitalter des Absolutismus bei vielen Geschichtsschreibern so weitgehend auflöst. Eine virtuose Psychologie pflückt gerne gerade auf diesen Gebieten ihren Lorbeer; bei Burckhardt geht im Gegenteil die Enthaltsamkeit ihnen gegenüber eher wiederum zu weit. Richelieu erscheint bei ihm als ganz aus einem Guß; die kleinlichen und allzu menschlichen Triebfedern des Augenblickes sind fast ausgeschaltet, und übrig bleibt die Gestalt eines dämonisch von seinem Ziel und seiner Aufgabe Besessenen, einer schicksalsbewußten und von Erfolgssicherheit im entscheidenden Moment durchgekälteten Herrschernatur. Das schließt nicht aus, daß ein solcher Mensch Stunden übergenug hat, wo er von Zweifel und Zagen wegen des Mißverhältnisses der ungeheuren Fügung zu einem einzelnen kleinen Menschenwillen geschüttelt wird. Denn dieser Willen ist trotz der äußerlichen, obwohl nicht bewußt heuchlerischen religiösen Aufmachung keineswegs vertrauensvoll in ein höheres Verhängnis gebettet, sondern er steht ganz allein auf seiner Technik und seiner Eigenenergie. Und es schließt nicht aus, daß jene allzu menschlichen Triebfedern bei Richelieu eine gewisse Stelle behaupten, kleinliche Niedertracht, persönliche Rachsucht, selbstzweckliche Grausamkeit. Aber rein moralisch ist eben so ein Mensch nicht erschöpfend zu beurteilen. Auch wenn man die billige Großzügigkeit einer falschen Realpolitik allem Geistig-Moralischen gegenüber nicht teilt (welche in Wirklichkeit eine gefährliche Irrealpolitik ist, da das Geistig-Moralische eben eine höchst wirksame Wirklichkeit ist) — so wird man einen solchen Menschen nicht aus der Summe seiner Untaten und Guttaten zusammenrechnen können. Jene privaten Leidenschaften bleiben der Zoll des Menschlichen, wenn sie nicht zur Brutalität des Kleinbürgers ausarten, der sich so sein Freisein von ideologischem Moralismus triumphierend beweisen will. Der geschichtlich in großem Stil Wirkende weiß immer, daß er die Wirksamkeit der geistig-moralischen Faktoren nur dann richtig in die Rechnung stellen kann, wenn er selber sie mindestens nachleben und darum auch selber mindestens in einem gewissen Sinne an sie glauben kann. Es wird sich hier aber bei ihm meistens mehr um ein einmaliges geschichtliches Ziel handeln, als um die Durchsetzung ideeller Lehrsätze. Mit reinem Macchiavellismus jedenfalls ist noch nichts Großes und Dauerhaftes in der Welt geleistet worden.

Eine andere Frage moralischen Inhaltes, die an Richelieu gestellt werden muß, scheint uns von Burckhardt doch etwas vorschnell beantwortet zu werden. War der kaltblütige und unendlich feingesponnene Plan Richelieus zur Zertrümmerung der habsburgischen Übermacht und damit letztlich zur Zerstörung Deutschlands tatsächlich eine reine Defensive Frankreichs, welches von einer Einkreisung zu offensiven Zwecken dringlichst bedroht war? Burckhardt bejaht diese Frage unbedenklich; er scheint uns aber hier ein wenig zu sehr der in Frankreich während der letzten Jahrhunderte weithin herrschenden Einstellung zum Opfer zu fallen, daß Frankreich nicht sicher sei, solange in seinem Umkreis noch ein Staat selbständig aufrecht stehe, und daß diese Tatsache allein eine Herausforderung, Vergewaltigung und einen Verrat Frankreichs darstelle und den sofortigen Angriff seitens dieses Landes rechtfertige und erheische. Mag die Politik aller europäischen Staaten besonders in den letzten Jahrhunderten immer ziemlich moralinfrei gewesen sein, mag fast überall nicht ein von innen organisch gestelltes Ziel, sondern nur die von außen gesetzte Möglichkeit des Erreichbaren sie eingegrenzt haben, so bleibt eben doch die einfache Tatsache, daß Frankreich in der tiefsten Zerrissenheit und Machtlosigkeit zur Zeit seiner Religionskriege von Deutschland und Spanien nicht angegriffen worden ist, wohl aber umgekehrt, mit dem bekannten Erfolge.

Wie wenig aber die großen Schicksale, die über Deutschland und Frankreich kreisten, allein mit solchen ethischen Denkformen auszuschöpfen sind, das erlebt der Leser dieses Buches nicht ohne gewissen Schauder immer wieder, wenn er mit der suggestiven Macht der Wirklichkeit dann beider Parteien Kräfte, Truppen, Politik und Hilfsmittel jeder

Art gegeneinander antreten sieht, beide Seiten gerüstet, tüchtig und, so viel sie wissen, zu allem entschlossen. Und doch wirkt sich in jeder der beiden Fronten, von denen zunächst eher die habsburgische die Übermacht zu besitzen scheint, mit ungeheurem Schicksalshauch eine Idee und ihre Dialektik aus. Indem beide Mächte, Vorkämpfer und Gegenspieler auch im Reiche des Geistes, Geschobene von Urmächten, nun sich messen werden, ergeht es ihnen wie in der Bibel dem Bäcker und dem Mundschenk des Pharao. Beide scheinen im selben Schicksal gefangen, vom selben Verhängnis überschattet. Und doch wird der eine vernichtet werden, der andere einen glänzenden Aufstieg finden. Die Spannung zwischen Staat und Religion, die alle politischen Dinge dieser Epoche bestimmend umwittert, wird Frankreich zu Sieg und Aufstieg, Deutschland zu Zersetzung und zu Zusammenbruch hinreißen. Mit eherner Gewalt setzt sich dieses in der tiefsten Folgerichtigkeit des Geistes begründete Geschick durch, durch alle scheinbaren Zufälle des Kriegs und der Politik hindurch und gerade mittels ihrer. Wie oft erscheint z. B. gerade in der deutschen Geschichte der Ablauf von Jahrhunderten dadurch festgelegt, daß einer, der hätte leben müssen, jung starb, ein anderer, der fort gemußt hätte, uralt wurde. Und dennoch, wer diese Geschichte der verpaßten Gelegenheiten als Ganzes betrachtet, wird sie doch nicht zufällig finden können.

Hier ging es eben um zwei Artungen: einerseits den deutschen Geist in seiner großartigen Borniertheit, welcher die Aufgabe hatte, die geistigen Prinzipien bis zur zerstörenden Absurdität durchzuzwingen, woraus dann für die Menschheit oft genug das grelle Licht des Äußersten erleuchtend auch auf die fruchtbaren Mittelbezirke fiel. Auf der andern Seite stand Frankreich, dem zugewiesen war, das Geistige in der Mitte des Lebens und der Gemeinschaft gebunden zu zeigen; auch diese Linie schwer belastet mit ihrer verflachenden Einseitigkeit, dennoch auch mit Größe reichlich begabt. Daraus mußte sich ergeben, daß in Deutschland der Gegensatz der geistig-religiösen Prinzipien den Staat zerriß; die dämonische Größe und Unbekümmertheit der Ideen arbeitete Hand in Hand an diesem Zerstörungswerk mit vielfältiger politischer Jämmerlichkeit des Volkscharakters, der soweit durch den Gegenschlag der übersteigerten ideellen Anforderungen im Durchschnitt eher unter den Durchschnitt anderer Völker herabgedrückt wurde. In Frankreich siegte der Staat und die Gesellschaft über die folgerichtige Auswirkung der rein ideellen Grundpositionen. Der Protestantismus und später der Jansenismus, welche beide die Religion in ihrer Unerbittlichkeit zeigten, wurden rücksichtslos ausgeschieden.

Infolgedessen erscheint uns auch die Auffassung Burckhardts nicht als richtig, welche die Beheimatung des französischen Protestantismus in Südfrankreich als einen nach beliebiger Verkörperung drängenden Antagonismus der Provence gegen die Zentralgewalt deutet. Der französische Protestantismus war gerade in seinem religiösen Ernst um die gesamtpolitischen Erfordernisse wenig bekümmert. Im Gebiete der Langue d'oc war von jeher offenbar ein gewisser puritanischer Rationalismus heimisch, wofür die Bewegungen der Waldenser und Albigenser als Beleg dienen mögen. Offenbar war es auch diese Seite des Protestantismus, der Südfrankreich an ihm anzog — ja vielleicht könnte man auch die heutige Verwurzelung des Radikalsozialismus daselbst vergleichend heranziehen. Es zeigt sich damit auch gleich, daß kein Anlaß ist, den im ganzen glänzend erfolgreichen Aufstieg Frankreichs in seiner Staatlichkeit seit Richelieu nun nur zu beneiden und als Beweis für bestimmte Bestrebungen in Deutschland auszuspielen, welche über das Notwendige und Mögliche hinaus wider den Charakter des deutschen Geistes und darum krampfig und zwecklos ein absolutes Primat des Politischen vor allen autonomen geistigen, moralischen und religiösen Bezirken mit ihren Fragestellungen durchzudrücken suchen. Nicht nur hat es auch in Frankreich niemals ein solches schlechthin absolutes Primat gegeben. Auch hier sind immer wieder Kämpfe durchzufechten gewesen zwischen den einzelnen Geistesprovinzen und ihren Ansprüchen auf Überordnung. Diese Kämpfe haben niemals die Vorherrschaft und Einheit des staatlichen Gedankens gefährden können, der hier tief im Instinkte begründet ist. Aber es waren doch ernstliche Kämpfe, und sie haben als solche immer wieder nach allen Richtungen befruchtend gewirkt. Und außerdem hat Frankreich auch die negative Seite seiner Siege reichlich zu spüren be-

kommen. Die geistig-kulturelle Verödung seiner Provinz, die Ausrottung jeder geistigen und politischen Initiative daselbst ist eine Tatsache, welche nicht allein Verarmung bedeutet, sondern auch eines Tages das kulturelle Leben und politische Gedeihen des Mittelpunktes und des Ganzen ernstlich bedrohen könnte. —

Dies ein paar Gedanken allgemeinerer Natur, zu denen uns das an idee-ellen Ansätzen und Anregungen reiche Buch von Burckhardt veranlaßte. Wer es in die Hand nimmt, wird vielleicht zu ähnlichen Reflexionen gebracht werden; aber sein Gehalt an einmaliger Wirklichkeit ist so groß und gegenwärtig, daß jenes nur Arabesken bleiben, die die Kraftströme des Geschehens ausschwingen lassen oder zu ihnen hinleiten.

Erich Brock.

Besprochene Bücher.

Burckhardt, Carl: Richelieu; München, Verlag G. Callwey.

Huber, Max: Grundlagen nationaler Erneuerung: Vom Wesen und Sinn des schweizerischen Staates. Evangelium und nationale Bewegung; Zürich, Schultheß & Co.

Korrodi, Ed.: Deutsch-schweizerische Freundschaft; Zürich, Max Niehans Verlag.

Mussolini, Arnaldo: Das Buch von Sandro; Zürich, Verlag Rascher.

de Reynold, Gonzague: Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz. Luzern, Vita Nova Verlag.

Bücher-Eingänge.

Albert Schweitzer: Die Weltanschauung der indischen Denker. Verlag Paul Haupt, Bern, 1935; 200 S.; Preis geb. Fr. 6.

Raymond Devrient: La Corporation en Suisse. Verlag Victor Attinger, Neuchâtel/Paris; 120 S.; Preis Fr. 2.50.

Dr. Karl Hackhofer: Berufsständischer Aufbau. Verlag Paul Voirol, Bern, 1935; 220 S.; Preis kartonniert Fr. 4.80.

K. E. Hoffmann: Das Leben des Dichters Heinrich Leuthold. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1935; 100 S.; Preis brosch. Fr. 5.

Jakob Klatzkin: Der Erkenntnistrieb als Lebens- oder Todesprinzip. Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich, 1935; 330 S.; Preis Fr. 10.

Dr. Emil Blum: Arbeiterbildung als existenzielle Bildung. Verlag Paul Haupt, Bern; Preis Fr. 6.

Aus dem Inhalt des Jannar-Heftes:

Jann v. Sprecher: Der 13. Januar. — **Wilhelm Schmelzer:** Die Saar hat gesprochen. — **Alwin Hausamann:** Österreich von heute. — **Werner Deubel:** Friedrich von Gagern und sein Werk. — **Hans v. Berlepsch-Valendas:** Um das Herz einer Generation.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.